

# Von der Unmöglichkeit keine Kunst zu machen

Ein Porträt über den armenischen Künstler Stepan Gantralyan

VON LINDA MEIER

Ein Mann befindet sich in einer Reha-Klinik. Eine OP wegen eines Tumors hat er gerade hinter sich und fühlt sich so schwach und matt, wie dies nun einmal solche Krankheitsbilder und medizinischen Eingriffe mit sich bringen. Doch sobald er kann, rappelt er sich auf, findet irgendwo in der Klinik eine Gitarre, jemanden, der ebenfalls wie er singt und sich selbst auf der Gitarre begleiten kann. Eine Improvisation beginnt, ein paar Lieder werden gesungen, mit noch

der Malerei. Aber wofür soll man sich entscheiden? Und muss man das überhaupt? Der Stimmbruch lässt Stepan gesanglich kürzer treten, derweilen die Neugierde auf das Schauspiel so weit gediehen ist, dass er unbedingt ans Theater will. Malen kann man ja auch so, wie er ganz selbstverständlich bemerkt.

Wenn Stepan sich als Künstler einer Richtung oder Position zuschreiben soll, dann wird es schwierig. Er sagt eine Trennlinie zwischen den jeweils verschiedenen Künsten kann er nicht ziehen, weil sie für

dass das Konzertieren und sich künstlerisch auszudrücken seine Heilung garantieren.

Bei all der Hingabe zu den verschiedenen Kunstrichtungen, die Stepan bedient, gibt es doch sichtbare Schwerpunkte und einen sich verändernden Fokus. So war für lange Zeit das Theater der Mittelpunkt seiner künstlerischen Aufmerksamkeit. Die Faszination durch das Dasein als Schauspieler 1000 Leben zu leben oder durch Raum und Zeit reisen zu können, das, betont Stepan mit einer ungebrochenen Begeisterung, kann man sonst nirgendwo.

Im Moment liegt der Hauptfokus auf der Musik. Stepan sieht sich als Barde, als Sänger mit Gitarre, der Volksweisen, Lieder aus verschiedensten Kulturen und auch selbstvertonte Gedichte zum Besten gibt. Die Gitarre, als einfaches Begleitinstrument, gibt ihm dabei die größtmögliche Unabhängigkeit, jederzeit auftreten zu können.

In der Malerei ist Stepan nicht nur Autodidakt, sondern hat sich durch Privatunterricht bei verschiedenen Lehrern weiterentwickeln können. Seine Malereien sind der Suche nach Formen und Ausdrucksmöglichkeiten verpflichtet. Darum finden sich seine Bilder meist nicht auf großen Leinwänden wieder, sondern suchen kleinere Formate, welche die Möglichkeit des vorbehaltlosen Experiments in sich bergen, wie Stepan konstatiert. Er hantiert mit verschiedenen Stilen und Mitteln, um seiner Suche und dem eigenen Bedürfnis nach Farbe nahe kommen zu können. Diese Möglichkeit bietet sich ihm nur als Malender, sagt Stepan.

Das Motiv der Verwandlung begleitet Stepan konstant – die 1000 Leben, die vielen Formen und Ausdrucksmöglichkeiten. Doch es ist nicht die Maske, die ihn interessiert, die er zur Verwandlung auf der Bühne anlegt, sondern das, was sich hinter jeder Maske verbirgt: Das Wesen des Menschen. Es ist seine Art nach Identität zu suchen. Dabei ist die künstlerische Identität nur eine neben vielen anderen Spielarten und Abzweigungen dessen, was einen Menschen definieren und im Kern bestimmen kann. Stepan sagt, er sei immer darauf bedacht gewesen, das Verständnis seiner Identität so gut es geht auszuweiten. Bedient man nur einen Teil, so engt man sich selbst ein.

Von einer Kunstrichtung zur anderen, von einem Leben in Armenien, hin zu einem anderen hier in Deutschland seit 1999,



Stepan Gantralyan mit seiner Gitarre

© A. Dafov

etwas wackliger Stimme. Als der Mann das nächste Mal von seiner Gitarre und aus der Tiefe zur Musik aufblickt, haben sich einige Zuschauer um die Musizierenden versammelt. Es wird nach Zugabe verlangt und im Handumdrehen steht ein Termin für einen Konzertabend in der Klinik fest.

Der Mann – Stepan Gantralyan: Barde, Schauspieler, Regisseur, Maler und Musiker – kann bereits etwas leichter atmen und gehen, denn er wird sehr bald wieder singen.

Stepan Gantralyan, 1963 in Jerevan geboren und aufgewachsen, ist stets und ständig von verschiedenen Künsten umgeben gewesen. Sein Vater brachte ihm die Musik nahe, ohne dass er eine spezielle musikalische Ausbildung genossen hätte. Im Chor der Jungpioniere singt er überraschenderweise als einziger Junge sehr hohe Noten und darf als Solist auftreten. Gleichzeitig erwacht das Interesse am Theater und an

ihn nicht sichtbar scheint. Ob Gesang, Malerei oder Schauspiel, alles hat seinen notwendigen und ganz selbstverständlichen Platz in Stepans Leben. Und so sagt er denn beim letzten Konzert vor seiner Operation mit bewegter Stimme zu den Zuhörern dieses musikalischen Abends in der Berliner Luisenkirche: Wenn es je dazu kommen sollte, dass er keine Stimme mehr haben sollte, dann werde er Pantomime machen. Und falls die Pantomime wegfallen sollte, aus welchen Gründen auch immer, dann würde er vielleicht malen. Wenn dies nun auch nicht mehr ginge, dann würde er Geschichten erzählen. Bei allem was kommt, die Möglichkeit sich kreativ und künstlerisch ausdrücken zu können, muss bleiben. Ein Mann, der in der Reha-Klinik seine ersten Kräfte zum Musizieren und Konzertieren verwendet – anstatt diese Kräfte für seine eigene Heilung zu verwenden, weiß,

zwischen verschiedenen Rollen und Identitätsaspekten auf der Suche – das klingt rastlos und kraftraubend. Auf die Frage, wo oder wie er zur Ruhe kommt, kommentiert Stepan, dass ein Freund ihn einmal als unruhig beschrieben habe. Und wenn man die Unruhe wegnähme, bliebe nichts von ihm. Alles ist in Verwandlung, doch das, sagt Stepan, ist sein Motor.

Dabei meint man fast, seine Rastlosigkeit habe sich in den letzten Jahren nochmals verschärft. 50 Jahre lang hat er bis auf ein paar kleine Wettbewerbe nichts von seiner Malerei gezeigt. Und dann feiert er sein rundes Jubiläum mit einer eigenen Ausstellung in der Galerie „InteriorDasein“ in Berlin. Drei weitere folgen der ersten in 2013.

Es gilt im Jetzt zu leben, sagt Stepan nachdrücklich, und aus jedem Tag das Beste zu machen. Dieses Wissen war zwar vorher schon da, doch das intensive Gefühl dazu trat erst in den letzten Jahren klar hervor. Ob das dem Beginn der Krankheit oder dem Prozess des Alterns geschuldet ist, das kann Stepan selbst nicht so genau sagen. In jedem Falle hat sich das Tempo erhöht, die Geschwindigkeit im Schaffensprozess selbst. Er möchte möglichst bald eine CD mit Aufnahmen von sich herausbringen. Zudem stehen viele Konzerttermine für 2014 an.

Dabei scheint ihm klarer geworden zu sein, dass für ihn am Ende nicht das künstlerische Resultat oder Produkt zählt. Für ihn ist die Kunst als Weg, der künstlerische Schaffensprozess als Seinszustand mehr denn je existentiell. Machen, machen, machen, sagt Stepan vehement, jedoch nicht irgendwie. Denn die Ansprüche an seine eigene Kunst sind mit den Jahren gestiegen. Und so fühlt er nun eine aufkeimende Ungewissheit, ob er diesen Ansprüchen in Zukunft überhaupt noch gerecht werden kann. Früher hatte er sich dagegen wie ein Abenteurer gefühlt, der stets ins kalte Wasser springt und einfach losschwimmt. Und jetzt sind da diese Ungewissheiten.

Abermals nach einem Gegenpol zur Rastlosigkeit und dem existentiellen Druck gefragt, spricht Stepan zunächst von der Natur als Kraftquelle. Vor allem Wasser spendet ihm Ruhe und findet sich als Element in vielen seiner Malereien wieder. Im Sommer sucht Stepan stets die Nähe zu den vielen Berliner Seen. Hier kann er Kraft tanken, den Blick schweifen lassen und zu sich kommen.

Und dann spricht er über Armenien, seine Herkunft, seinen Ursprung. Durch die große Leidenschaft, mit welcher er bis ins Detail über seine Heimat reden kann,

wird etwas sehr Bemerkenswertes klar: Es ist dieses Land, dieses prähistorische und biblische Land mit seiner rätselhaften Geschichte, welches Stepan erdet, ihn gar tief verwurzelt. Es ist der Halt und vielleicht sogar die Ruhe, die ihn in ständiger Verwandlung ausharren lassen. Und wie es scheint ist das Armenische jener Teil seiner Identität, den er nie hinterfragen musste. Ein hohes Maß an Beständigkeit und dadurch generierte Geborgenheit finden hier ihren Ursprung. Die armenischen Wurzeln sind das, was einen Baum erwachsen hat lassen, der seine Zweige in alle Richtungen dehnt und streckt, weit in die Luft, manchmal die ganze Welt umspannend – den Kopf in luftigen Höhen, die Füße auf festem Boden. Erst das ermöglicht Stepan jene beständige Suche und seine kosmopolitische Haltung.

Gleichzeitig ist auch dieser Bereich mit einer Schwere und Unsicherheit belastet. Der Genozid an den Armeniern von 1915 und jede Art von Pogrom und Angriff, denen dieses Volk ausgesetzt war, bietet Stepan Anlass zur Besorgnis, denn es ist nicht nur die Geschichte seines Volkes, sondern auch die Geschichte seiner Familie. Die Großeltern mütterlicher- und väterlicherseits sind Überlebende des Genozids. Die stetigen Spannungen zwischen Armenien und Baku oder auch der Türkei sind darüber hinaus auch noch heute ein akuter Grund für Furcht. Und so beschäftigt sich Stepan mit geschichtlichen Darstellungen des Genozids, seiner möglichen und notwendigen Aufarbeitung und nimmt rege an Veranstaltungen teil, die von diesem dunklen Schatten

der armenischen Identität handeln. Unter anderem übernimmt er dafür die Hauptrollen in den Inszenierungen „Das Märchen vom letzten Gedanken“ von Edgar Hilsenrath (Theater unterm Dach, Berlin) und „Beast on the Moon“ von Richard Kalinoski (Bühne der Kulturen, Köln), oder auch das Dokumentartheater-Performance „Nicht ich bin der Mörder - Der Prozess Talaat Pascha“.

Auch hier findet sie sich also wieder, die Rastlosigkeit, die Unruhe. Ist es dann vielleicht doch etwas anderes als die armenische Identität, woraus Stepan die jedem Leben so notwendige, grundsätzliche Beständigkeit schöpft? Es scheint die Unbeständigkeit selbst zu sein: die Verwandlung, der ständige Aufbruch, der künstlerische Prozess. Und so spricht er davon, wie er nicht einfach aufhören kann Kunst zu machen. Er kann es einfach nicht tun. Heute, mehr denn je, weiß er, dass dies im Kern seine Identität ausmacht, als Künstler und als Mensch mit all seinen Facetten.

[www.stepanart.net](http://www.stepanart.net)

[www.myspace.com/stepanart](http://www.myspace.com/stepanart)

**Zur Person:** Linda Meier, 1984 in Ost-Berlin geboren, hat Philosophie und Literaturwissenschaft an der Freien Universität Berlin studiert. Mittlerweile lebt und arbeitet sie zwischen Leipzig und Berlin. Ihr armenischer Hintergrund mütterlicherseits brachte sie mit dem so interessanten wie konfliktbeladenen Thema der armenischen Identität in Verbindung.



Szene aus Edgar Hilsenraths „Märchen vom letzten Gedanken“

© Alena Paetz